

o/k 775  
Nekr M 0018 ~~1884~~ 7.

Zur Erinnerung

an

Wilhelm Friedrich Merz,

1828 - 80

gew. Pfarrer zu Rütli.



Bern.  
Stämpfli'sche Buchdruckerei.  
1881.

Wenn schon sein Haupt nicht mit dekanatlicher Würde geschmückt gewesen, wie ein Ziegler, Walther und Ringier, welche ein Jahr zuvor rasch nach einander unserer bernischen Landeskirche entrissen worden, so verdient Pfarrer Merz doch nicht weniger einen ehrenden Nachruf. Ist doch an seinem Grabe von beiden Rednern in tiefgefühlter Weise vor dem zahlreichen Trauergeleite ausgesprochen worden, daß durch seinen Tod nicht bloß die Familie, sondern auch seine Gemeinde, wie die ganze bernische Landeskirche einen großen Verlust erlitten habe.

Es möge daher einem Freunde gestattet sein, dieses Blatt auf sein frühes Grab zu legen.

Wilh. Friedr. Merz war geboren den 5. Januar 1828 als dritter Sohn des Lehrers Merz zu Bern. Seine Wiege stand noch im Anbau des Christoffelthurms, wo damals das Knabenschulhaus der obern Gemeinde sich befand. Als in den 60ger Jahren jener altehrwürdige Zeuge des alten Bern dem Geiste der Neuzeit weichen mußte, konnte es sich der dichterische Genius unseres Freundes nicht versagen, ihm bei seinem Abbruch eine Thräne nachzuweinen:

„Wo dir zur Seite noch steht sich eng anschmiegend der Anbau,  
Stand einst wohnlich ein Haus, dir als Beschützer vertraut.  
Allda schaut' ich das Licht der Welt, hier stand meine Wiege,  
Dir zu den Füßen allhier lallt' ich den ersten Gesang.“

Der begabte Knabe besuchte vom fünften Jahre an die Privat-Elementarschule von Papa Wenger, dann durchlief er in raschem Laufe die Klassen des Progymnasiums, damals noch „grüne Schule“ genannt, wo noch die alten längst abgetretenen Veteranen Bischof, Ryz, Koch, Studer und Rüetschi wirkten, von welchen besonders der Letztere die Knaben mit seinem sprudelnden Witz und Humor zu packen und für das Studium der alten Klassiker die erste Begeisterung zu wecken wußte.

Im Frühjahr 1844 trat Merz in's höhere Gymnasium. Als es sich für ihn um die wichtige Frage der Berufswahl handelte, da wird wohl der Einfluß des würdigen Vaters, der als Cantor sonntäglich die Münstergemeinde im Gesang anleitete, neben der eigenen Neigung ihn zum geistlichen Amte geführt haben; und mit diesem Entschluß trat er denn im Frühjahr 1848 auf die Hochschule über zum Studium der Theologie.

Das bisherige Doppelgestirn Schneckenburger und Hundeshagen war bereits am theologischen Himmel der Facultät verblichen: Jener war soeben gestorben und dieser einem Rufe nach Heidelberg gefolgt. Dafür stieg in Zeller ein neues Gestirn auf. Der sogenannte Zellersturm bewegte Aller Gemüther für und wider den angefochtenen Professor. Die studirende Jugend, obschon auch getheilt, war im Ganzen mehr für ihn gestimmt. Sein ebenso maßvolles als würdiges Auftreten, sich fernhaltend von dem so heftig wogenden politischen Parteikampfe, gewann ihm auch die Herzen derer, die sonst gegen seine kritisch-philosophische Richtung Bedenken getragen. Merz hörte bei ihm mit steigendem Genuße während drei Semestern Kirchengeschichte, Römerbrief, Vergleichung des Lehrbegriffs von Zwingli und Calvin, Religionsphilosophie. Den Glanzpunkt seiner Vorlesungen bildeten die freien Vorträge über die altgriechische wie über die neueste Hegel'sche Philosophie.

Da nach Zellers Weggang, nach bloß 1½jährigem Wirken in Bern, keine baldige Besetzung des vacanten Lehrstuhls in

Aussicht stand, so entschloß sich Merz mit mehreren andern Studiengenossen, nach Halle zu ziehen, wo sich um Tholuck, Müller und Hupfeld eine schöne Anzahl von Schweizertheologen aus allen Gauen der Schweiz gesammelt hatte.

Eine denkwürdige Episode aus jener bewegten Studentenzeit, 1½ Jahre nach den gewaltigen Märzstürmen, welche ganz Europa erschütterten, bildete sein Prozeß wegen Majestätsbeleidigung, in den er wegen eines geflügelten, etwas unvorsichtigen Wortes über die Person des Königs von einigen ultramonarchisch gesinnten Corpsburschen verwickelt worden und der sich dann endlich vor den Assisen Halle's abspielte. Merz vertheidigte sich selbst unerschrocken und ward von seinem Anwalt, wie von dem als Zeugen aufgerufenen Schweizerprofessor Dr. Herzog kräftig unterstützt. Das Gericht verurtheilte ihn gleichwohl pro forma zu 1½jähriger Festungsstrafe, doch wurde er durch Verwendung des Schweizer Consul Hirzel in Leipzig begnadigt.

Der Winter von 1850 auf 51 ward in Berlin zugebracht, wo Nitzsch, Jakobi und Vatke gehört wurden. Die freien Stunden wurden für die reichen Kunstgenüsse der Hauptstadt, sowie zum Studium des buntbewegten Berlinerlebens benutzt.

So an Wissensschätzen, wie an anregenden Eindrücken mannigfaltiger Art reich beladen, kehrte Merz im Frühjahr 1851 in die Heimat zurück, um das letzte Jahr seines theologischen Studiums für die praktische Theologie unter dem würdigen Professor Wyß zu verwenden.

Nach glücklich bestandnem Examen ward er nebst neun andern Candidaten von demselben am 25. August 1852 zum heil. Predigtamt eingeweiht.

Bald darauf ward er als Vikar nach Ziegenstorf berufen und konnte unter dem Patronate des ebenso jovialen als strammen Dekan Fasnacht die ersten Sporen im Amte verdienen. Seine Stellung war keine leichte, da sein Patron bisher gewöhnt war, in seiner energischen Art das Regiment allein zu führen. Doch unser Vikar verstand es, sowohl mit Klugheit und Mäßigung, als, wo es sein mußte, mit Festig-

keit im Auftreten seine Stellung zu wahren und die Achtung, ja Liebe seines Dekans zu gewinnen. So war denn dieses Vikariat für ihn, wie er selbst oft nachher mit Dank bekannte, eine treffliche Vorschule für das Pfarramt und er bereute es nie, an diesem Posten trotz mannigfacher Verlockungen zu Aenderungen so lange ausgeharrt zu haben. Da konnte er im Ackerfeld des Herrn die ersten Furchen ziehen und die ersten goldenen Samentörner austreuen. Er besaß insbesondere die köstliche Gabe, wohl als Erbtheil seines trefflichen Vaters, die Herzen der Kinder zu leiten und zu gewinnen mit zugleich freundlichem und ernstem Wesen, aber auch sonst ward er jederzeit als Tröster und Mahner und theilnehmender Hausfreund gerne gesehen.

Schon früh kam er indeß selber in Gottes Leidenschule. Es war hier in Zegenstorf, daß ein sehr hitziges Nervenfieber ihn unversehens überfiel und dem Tode nahe brachte. Seine Angehörigen hielten ihn schon für verloren; seine kräftige Constitution konnte zwar diese Krisis überstehen; aber vielleicht ward schon damals der Keim der Krankheit in ihn gelegt, die späterhin an seinem Lebensmarke zehren und endlich seinen Tod herbeiführen sollte.

Als im Frühjahr 1856 sein Dekan in hohem Alter starb, so schien ihm nach vierjährigem Vikariatsdienste die Zeit gekommen, sich für eine selbstständige Stelle umzusehen. Es zog ihn vom Unterland nach den Bergen, wo frische Luft und Freiheit herrscht. Eben wurde Zweisimmen ledig durch die Wahl des dortigen Pfarrers nach Zegenstorf; seine Bewerbung glückte und so zog er frischen Muthes und hoffnungsvoll im Spätherbst 1856 auf seinen neuen Posten.

Die 13 Jahre in Zweisimmen kann man füglich die Höhezeit seines Lebens nennen, indem er in jener Berggemeinde am intensivsten gewirkt hat. Sein solider gewissenhafter Charakter, sein freundliches dienstfertiges Wesen, sein allen humanen Bestrebungen zugewendeter Geist, seine Bedächtigkeit und Klugheit im Handeln bildeten ein heilsames Gegengewicht zu der etwas leichten und flatterhaften, leicht entzündlichen

und beweglichen Art der Simmenthaler. Er paßte zu ihnen, wußte sie zu gewinnen und fühlte sich dann auch je länger je heimischer unter dem Bergvölklein, das ihm später auch in der Ferne ein treues Andenken bewahrte.

Dort oben gründete er nun auch seinen Hausstand, indem er sich im Jahre 1860 mit Clara Luz, Tochter des damaligen Pfarrers in Koppigen, verehelichte. Aus dieser Ehe entsprangen sieben Kinder, wovon noch fünf am Leben sich befinden, nämlich vier Knaben und eine Tochter.

Neben gewissenhaftester Ausübung seiner pfarramtlichen Funktionen erwarb er sich ein Hauptverdienst um die Gemeinde, theils durch Mitbegründung der dortigen Sekundarschule im Verein mit dem leider zu früh verstorbenen alt Amtschreiber Lempen, theils durch seine rastlose und umsichtige Thätigkeit im Hülfskomitee zur Zeit des großen Brandes im Dezember 1862, der wohl die Hälfte des großen Dorfes in Asche und Trümmer gelegt hatte.

Eine lebensvolle und farbenreiche Schilderung jener Schreckensnacht, sowie der nachfolgenden Leiden und Erquickungen der Abgebrannten und der Mühen des vielgeplagten Comité finden wir in den lieblichen 10 Sonetten, die er im Jahrgang 1871 des „Berners Taschenbuchs“ veröffentlicht hat als „Blüthen gepflückt auf einer Dorfbrandstätte im Bernerlande.“

Als bittere Nachwehen des Brandes folgten für die Gemeinde lange schwere Jahre innern Zermürfnisses und finanzieller Zerrüttung. Was die Feuerflammen übrig gelassen, fraßen nachher die Kosten des Aufbaues und überhandnehmende Genußsucht. Dadurch wurde seine Wirksamkeit nicht wenig erschwert. Doch es kamen auch wieder bessere Zeiten. Seinem ruhigen, klugen und doch offenen und loyalen Vorgehen gelang es mit Gottes Hülfe, die Gemüther zu beruhigen, die Entzweiten zu versöhnen; und nur um so fester wurde so das Band mit der ihm so theuern Gemeinde. Ein Gegenstand herzlicher Erquickung war ihm dabei besonders das immer schönere Aufblühen seines Schooßkinds, der Sekundarschule,

an welcher er eine Zeit lang selbst den Unterricht in der Naturkunde, besonders in der Botanik, übernahm.

Ferner gründete er im Verein mit der ihm zugethanen Lehrerschaft einen geselligen Verein, der durch Vorträge über wichtige Zeit- und Tagesfragen Bildung zu verbreiten und edle Geselligkeit zu fördern suchte; im Pfarrhause ward eine Bibliothek aufgestellt, welche für Jung und Alt gediegenen Lesestoff ansammelte.

Wenn sonach Merz als Pfarrer für seine Gemeinde ein Licht zu sein suchte, das seine erwärmenden und belebenden Strahlen überall hin verbreitete, so ist das Urtheil ein wohlverdientes, das ihm an den Visitationen die Gemeindebehörde oft erteilte: er wisse sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu trauern mit den Weinenden; er habe für jeden Trostsuchenden immer das rechte Wort des Trostes bereit und lasse keinen Hülfbedürftigen ohne Rath von sich gehen; in allen wichtigen Fragen des Gemeindelebens könne man auf seine wohl erwogene Mithülfe zählen; er wisse aber auch mit Ernst und Festigkeit gegen vorhandene sittliche Uebelstände, wie die damals im Schwange gehenden leichtsinnigen Ehescheidungen, anzukämpfen.

Wie er ein Licht zu sein suchte in der ihm anvertrauten Gemeinde, so nicht minder auch für den Verein seiner Amtsbrüder, in dessen Mittelpunkt er gesetzt war. Mit ganzem Herzen hing er an diesem Heerde kirchlichen und theologischen Schaffens; wie er ihm viele Anregungen für sein amtliches Wirken, wie für Geist und Gemüth zu verdanken hatte, so suchte er ihm auch das Beste zu bieten, was er an theologischem Wissen und reicher Erfahrung gesammelt hatte. Er bildete lange die Seele desselben, nicht bloß durch gediegene Arbeiten und treffende Voten, sondern auch durch seinen kauftischen Witz und die köstlichen Produkte seines poetischen Genius, womit er auch bei andern festlichen Gelegenheiten zu erheitern und zu begeistern verstand.

Nach 13jähriger treuer und rastloser Wirksamkeit in Zweisimmen schlug ihm indeß die Abschiedsstunde. Er wurde

den 25. Januar 1870 als Pfarrer nach Rütli bei Büren gewählt und hielt den 24. April 1870 in Zweisimmen seine Abschiedspredigt über 1 Cor. 15, 58 und den 8. Mai seine Antrittspredigt über 1 Cor. 3, 9—11.

Der Grund seines Wegzuges lag nicht etwa in ausgebrochenem Zerwürfniß mit seiner Gemeinde, sondern einzig in seiner geschwächten Gesundheit, welche nach dem Urtheil der Aerzte gebieterisch ein milderes Klima und einen kleinern und leichtern Wirkungskreis forderte. Ein hartnäckiges Hals- und Brustleiden hatte ihn schon mehrmals in den letzten Jahren zeitweise arbeitsunfähig gemacht und war durch verschiedene Kuren in Weissenburg und Seelisberg nicht gründlich gehoben worden.

Es war freilich ein ganz anders geartetes Ackerfeld, das ihm hier in Rütli beschieden war; denn statt der im Hintergrunde glitzernden Eisgebirge hatte er hier den langgestreckten Jura gegenüber, statt der rauschenden wilden Stimme floß die klare trägen Lauses vor seinen Augen dahin; statt der weitverzweigten Thalgemeinde hatte er nur zwei nahe liegende Dörfer zu besorgen; statt der leichten, heißblütigen Oberländer waren seinem Hirtenstabe behäbige, kaltblütige Seeländer anvertraut.

Obgleich mit erschütterter Gesundheit in die neue Gemeinde einziehend, suchte er doch mit allem Eifer sich in die neuen Verhältnisse einzuleben und zur geistlichen Belebung derselben zu wirken, was er konnte. Er traf sie noch leidend unter den Nachwehen des großen Brandes, der im vorhergehenden Jahr fast die Hälfte des einen Dorfes zerstört hatte. In einem der folgenden Sommer trieb eine ruchlose Brandstifterbande ihr teuflisches Wesen so arg, daß in Zeit einer Woche beinahe jede Nacht ein neuer Brand ausbrach, der eine in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses. Da erkannte er es wieder als seine Aufgabe, zu helfen mit Rath und That, die Heimgesuchten zu trösten und ihre Noth zu lindern in der Liebe Christi.

Zur Belebung des Gottesdienstes und zur Hebung des ziemlich darnieder liegenden Kirchenbesuchs versuchte er einen

Kirchengesangchor zu bilden, der dann auch eine Zeit lang in's Leben trat; der Plan, die Anschaffung einer Orgel und eine allgemeine Renovation der Kirche durchzusetzen, scheiterte an der Opposition der Mehrheit an der Gemeindeversammlung.

Nicht mehr Glück hatte er mit seinem Projekt der Begründung eines Bezirksospitals für das Amt Büren. Er mußte sich begnügen, die erste Anregung dazu gegeben zu haben und das Uebrige der Zukunft zu überlassen.

Dafür fand er auf andern Gebieten mehr Anerkennung. So wählte ihn der Bezirk Büren im Jahr 1874 zu einem seiner Vertreter in der Kantons-synode, welcher Behörde er bis zu seinem Tode angehörte.

Als es sich dann um die Bearbeitung einer neuen Liturgie handelte, wurde er Mitglied der Synodalkommission und trug als Sekretär derselben ein gutes Theil zum Gelingen des Friedenswerkes bei.

Sein letztes Werk war seine Mitarbeit an der Erstellung eines gemeinsamen schweizerischen Kirchengesangbuchs, wo er seine musikalischen Kenntnisse in hervorragender Weise hätte zur Geltung bringen können. Auf seine Anregung hin wurden die „hymnologischen Blätter“ in's Leben gerufen als ein Sprechsaal, theils für die Kommission, um darin ihre Entwürfe zu veröffentlichen und ihre Grundsätze und Ansichten zu vertheidigen, theils für das gesangfreundliche Publikum der verschiedenen Kantone, um seine Wünsche und Kritiken kund zu geben. Bereits waren die Triumvirn unter anstrengender gemeinsamer Arbeit bis zur Auswahl der Lieder gelangt und sollte nun die Bearbeitung der Melodien beginnen, als unser Freund aus der Arbeit gerufen ward.

Mitten ob dieser Thätigkeit war übrigens schon ein anderes verdienstliches Projekt in seinem unermüdlichen Geiste aufgetaucht. Er hatte sich nämlich daran gemacht, eine Geschichte des bernischen Kirchengesangs seit der Reformation nach urkundlichen Quellen zu entwerfen, wie bereits aus der Feder seines Mitarbeiters Pfarrer Weber eine solche für die schweizerische Kirche erschienen war. Aus Archiven, Chor-

gerichts-Manualen und andern Urkunden hatte er schon eine Menge Notizen gesammelt, als der Tod ihm die Feder aus der Hand riß. Nun harren die Vorarbeiten des musikkundigen Geschichtsforschers, der an dieselben die sichtende und gestaltende Hand lege und das Werk zu gedeihlichem Ende führe.

Noch hatte er Ende Juli 1880 an einer Versammlung seiner Amtsbrüder thätigen Antheil genommen, da überfiel ihn sein altes Hals- und Brustleiden zum letzten Male. Eine Kur an der heilsamen Schwefelquelle in Allevard in Frankreich im Sommer 1879, über welche er im kirchlichen Volksblatte so farbenreiche Schilderungen veröffentlichte, hatte das Uebel nur vorübergehend zu heben vermocht. Es bildete sich eine zehrende Herzbeutelwassersucht, die ihn plötzlich aller Kraft beraubte und an's Krankenlager fesselte. Während den 10 Wochen seiner Krankheit wich seine treue Gattin weder bei Tag noch bei Nacht von seiner Seite, um dem in Fieberphantasien und schwere Aengstigungen gefallenem Gatten mit aufopfernder Pflege beizustehen. Sein sonst klarer Geist war meist von wirren Gedanken umdüstert oder in die Nacht der Bewußtlosigkeit gehüllt, die nur auf Augenblicke von Licht erhellt war. Es waren lange Wochen, in denen sein Leben mit dem Tode kämpfte, bis endlich am 15. Oktober der gnädige Herr den treuen Knecht aus seinen Leiden erlöste und ihn zu seinem himmlischen Lichte einführte.

Wir aber rufen dem so früh Entrißenen in die Ewigkeit nach: *have, pia anima!* Ein Freund liebt allezeit!  
(Prov. 17, 17.).

F. St.

Zentralbibliothek Zürich



ZM04070630